



Pikante und heitere Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal.
Bestellungen
werden in allen Buchhandlungen angenommen.

Jeder Jahrgang ist auch
in 17 Hefen à 90 Pf.
zu beziehen.

Pränumerationspreis für Deutschland:
auf $\frac{1}{4}$ Jahr 4 Mark 50 Pf. — $\frac{1}{2}$ Jahr
8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark.

Im Freien.



— Lieber Rudolf, könnten Sie mir nicht in aller Kürze den Unterschied zwischen platonischer Liebe und sinnlicher Liebe erklären?

— Hier nicht; es könnte uns Jemand sehen.
— Aha, ich verstehe schon! Gut erklärt.

Das Strumpfband.

Von Catulle Mendès.

Geschieht Das Dir auch zuweilen? fragte Colette.
— Was denn? entgegnete Lila.

— Daß Du plötzlich unter dem Kleide, unter dem Hemde, bald am Arme, bald auf der Schulter, bald am Fuße, bald da und bald dort ein Zucken, Kitzeln, Prickeln verspürst, das schier unerträglich ist?

— Nein; ich glaube nicht; kann mich nicht erinnern. Wenn nicht ein Floh . . .

— Ich muß eine seltsam zarte Haut haben, denn mir widerfährt diese Unannehmlichkeit sehr häufig und fast immer zu ungelegener Zeit.

— Nun, es wird nicht so schlimm sein; wenn Du die Stelle, wo es Dich juckt, mit einem Finger oder einem Nagel berührst, ist's wieder gut.

— Ja, das Heilmittel ist sehr einfach; aber man ist nicht immer in der Lage es anzuwenden, beispielsweise, wenn man erst den Rock oder das Nieder ausziehen müßte . . .

— Nun, was weiter?

— Ei, ei, Lila! Dieses Wort ist sehr erstaunlich aus dem Munde einer Person wie Du, die so streng auf Wohlstand hält. Gewiß gibt es Umstände, unter welchen ein rasches Entkleiden durchaus berechtigt und schicklich ist; aber es gibt auch Umstände, unter welchen man unmöglich mit einem plötzlichen Griffe sein Kleid aufzustellen kann, ohne dem guten Rufe zu schaden, den man sich erworben. So kommt es, daß ich gar oft in arger Verlegenheit war und neulich erst wäre ich wegen eines solchen Zuckens schier toll geworden, wenn ich nicht auf ein Mittel gekommen wäre, welches ich für ähnliche Fälle auch Dir empfehlen kann.

— Laß hören.

— Vorige Woche bin ich nach Rouen gereist. Als ich

in meinem Coupéwinkel mich behaglich eingerichtet hatte, fühlte ich mich sehr zufrieden; ich sah eine sehr angenehme Reise voraus, denn ich sah zu beiden Seiten schöne Winterlandschaften in hellem Sonnenschein und der einzige Reisende, der mit mir das Coupé theilte, war ein sehr hübscher junger Mann mit einem Schnurbart, der weder schwarz noch blond war, sondern just die Farbe hatte für die ich schwärme.

— Ach, Colette, Du bist unverbesserlich!

— Und Du zu streng. Sei beruhigt, ich hatte Ludovic und Gontran geschworen, während meiner kurzen Abwesenheit ihnen treu zu bleiben.

— Und Du pflegst solche Schwüre zu halten, ich weiß es.

— Alles ging vortrefflich und bis zur zweiten Station ließ mich nichts vermuthen, daß ich bedauern würde, diese Reise unternommen zu haben. Der junge Mann, der mir gegenüber saß, benahm sich gerade so wie es sich ziemte: wenig Worte, liebenswürdige Blicke. Aber ach, plötzlich, ohne daß ich es mir erklären konnte, begann es mich zu jucken.

— Unter dem Nieder?

— Nein, unter dem Rocke, am rechten Bein.

— Oberhalb des Strumpfbandes?

— Ja, oberhalb. Ich hielt mich tapfer und widerstand dem scheußlichen Prickein; ich dachte, es werde vorübergehen. Aber es ging nicht vorüber; das Prickein ward unerträglich — und mit einem sanften Kratzen hätte ich mich davon befreien können. Aber ich konnte mich nicht kratzen, denn mein Reisegefärthe ließ mich nicht aus den Augen. Ich bewegte leise mein Knie, um die Stoffe meiner Kleidung ein wenig in Bewegung zu setzen, aber es half nichts; ein Druck mit der Hand auf die fatale Stelle wäre nothwendig gewesen. Und es juckte mich immer ärger, — ich war in Verzweiflung! Was würdest Du an meiner Stelle gethan haben?

— Mein Gott! Ich würde einen großen Entschluß gefaßt und den Herrn gebeten haben — sich ein wenig umzuwenden.

— Ach, Du würdest Das nicht gethan haben! Du verläumddest Dich. Ich kenne Dich und weiß, daß bei Dir unter dem äußern Schein der Frivolität ein lebendiges Gefühl unserer Würde sich birgt. Du würdest nicht den Muth gefunden haben, dem Herrn zu sagen: „Bitte, wenden Sie sich ein wenig um, ich will mir inzwischen unter meinem Spitzhöschen das Knie kratzen.“ Dieses einzige Wort würde genügt haben, um in meinem Reisegefärthen den Gedanken an zurückgeschlagene Röcke und an ein reizendes Durcheinander von schneeweißem Linnen, unter welchem die rosige Haut hervorschimert, wachzurufen. Ach nein, züchtige Personen, wie wir es sind, thun dergleichen nicht.

— Ei, im Fall der Noth . . .

— Die Noth war eine zwingende. Das Prickein ward immer stärker, immer quälender. Ich verlor den Kopf, aber nicht ganz; denn es blieb mir noch Geistesgegenwart genug, um ein Mittel zu ersinnen, das mich aus der Verlegenheit rettete, ohne meine Bescheidenheit auf eine allzu harte Probe zu setzen.

— Da bin ich neugierig.

— Als ich dessen sicher war, daß das Jucken nicht aufhören würde, — wir fuhren eben in einen Tunnel, einen

sehr langen Tunnel ein, und der junge Mann betrachtete mich mit Augen, in welchen jetzt die Bewunderung sichtlich größer war als der Respekt — da legte ich mich der Länge nach auf die gepolsterte Bank hin, als ob ich müde wäre und streckte ein Bein aus, das rechte Bein . . .

— In einer Weise, daß man oberhalb des Knöchels eine Handbreit von dem durchbrochenen Seidenstrumpf sehen konnte.

— Ja . . . und schloß die Augen, fest entschlossen einzuschlafen und nicht zu erwachen, was immer auch geschehen würde.

— So, so! Aber ich verstehe noch nicht . . .

— Du bist heute sehr begriffstüchtig. Als wir aus dem Tunnel hinausfuhren, war das Jucken verschwunden.

Vila sann eine Weile nach und sagte dann:

— Ja, das Mittel ist sehr scharfsinnig und Du hättest nichts Besseres erfinden können, um Dir aus der Verlegenheit zu helfen, ohne die Gesetze der Bescheidenheit zu verletzen. Aber hättest Du nicht zu besorgen, daß Dein Reisegefärthe, Deine Situation mißbrauchend, auch noch ferner . . .

— Ich hatte ihn richtig beurtheilt, meine Theure. Als wir aus dem Tunnel waren, verrieth er durch keine Miene, keine Bewegung, daß er sich noch des Dienstes erinnere, den er mir erwiesen hatte.

— Oh, der brave Jüngling!

— Erst als wir in den Bahnhof von Rouen einfuhren, nahm er, von mir durch ein Lächeln ermutigt, aus seiner Zigarrentasche ein gesticktes Band von rosa Seide und bat mich, eines meiner Strumpfbänder als Andenken an diese Reise behalten zu dürfen, die für ihn, leider, nur von so kurzer Dauer gewesen.



O U J O U X.

Eine Frau darf mehr Geist haben als ihr Gatte, aber sie darf nicht merken lassen, daß sie es wisse.

*

Eine allzu unterwürfige Frau übt auf ihren Mann die Tyrannei der Sanftmuth.

*

Das Alter der Frauen erkennt man leichter an den Füßen, als an dem Gesichte.

*

Wenn Mann und Frau durch die Wollust vereinigt werden, so werden sie durch die Sinnenslust zumeist wieder getrennt. Ninon de L'Enclos sagte: „Die Liebe stirbt nicht Hungers, sondern an Uebersättigung.“

*

Die Zeit, in der wir die Klagen einer schönen Frau anhören, ist für den Geist niemals verloren; sie hat uns zumeist sehr liebliches Ungemach zu erzählen.

*

Oft betrügt eine Frau ihren Mann nur deshalb, weil sie fürchtet, für unbedeutend zu gelten.

*

Es wird oft unmöglich, eine Magd zu entlassen, denn so wie es „Mädchen für Alles“ gibt, gibt es auch „Dienstherren für Alles.“

*

Wenn eine Frau uns zurückweist, sagen wir, daß sie kein Herz habe; wenn sie sich uns schnell ergibt, sagen wir, sie habe Temperament.

*

Bei der platonischen Liebe sagt man nichts und thut man nichts und ist dennoch glücklich. Man kann dabei eine große Anzahl Frauen besitzen — ohne zu ermüden.

*

Man überrasche niemals eine Frau in ihrem Negligé, sondern warte ruhig ihre Empfangsstunde ab.

*

Unsere Eifersucht kümmert sich viel mehr um Diejenigen, die bei einer Frau uns vorangegangen, als um Diejenigen, die bei ihr uns folgen werden.

*

Man liebt nie zweimal in der nämlichen Weise. Läßt das Herz sich durch eine scheinbare Ähnlichkeit täuschen, so wird es sehr bald enttäuscht.

Der dumme Hiasl.

Von Sidonie.

„A Tepp is a, da Hiasl! Woß wohl, was a Stier und a Ruah is, aber net, warum d'Weiberleut gar a so hizi werd'n, wann's an so an saubern Buam all'weil vor d' Aug'n hab'n. Schaut er net d' Afra an, als wie die Ruah a neuch's Thor, wann's eahm ganz leitfeli 's Kropftitachl bindt oder an Fleck aus der Lederhos'n reibt? Freili is 's sein Dienstfrau und kann mit ihm schaff'n; aba sie thuats net. O na! Recht schön bitt'n thuats eahm, daß er's Viech austreib'n oder 'n Heuwag'n einführ'n soll.“

So sprach eine alte Bäuerin zu einem jungen Mädchen, das ihr träumerisch zuhörte. Es war auch nicht zu hoffen, daß sie die Spottrede erwidern würde, denn das Pikante darin hatte sie wohl kaum verstanden. Sie entgegnete nur sanft:

„O mein! Wahn! d' Frau is halt so viel guat mit'n Hiasl; z'weg'n den thuats er ihr a all's, was er ihr von die Aug'n absieht und er hat ganz recht, daß er ihr die Guatheit vergilt, denn es muuß ihr wohl schwer ankumma, gar net z' helfern und z'greinen, wie s' as früh'r g'macht hat. Seit der Hiasl da is, is am Seidl-Guat wie in Himm'l. I hab gar net g'wußt, daß 's so schön auf dera Welt sein kann.“

Die Dirn wußte nicht, daß sie mit den letzten Worten ihr Herz verrathen hatte. Die Alte lächelte warm und ein pffiffiger Zug zeigte sich in ihrem faltigen Gesichte.

„Hast'n leicht gern, in Hiasl? Was, Mannerl? Scham di net, der Kräuterspöherl kannst's all'mal sag'n, de verrath Meamd net.“

Die braune Hand der Alten faßte an das runde Kinn des Mädchens und streichelte dann deren glühende Wange.

„Red'n ma net davon. Die Afra — de hat'n gern, de s is sicher und i wer ihrer Liab und 'n Hiasl sein Glück net in Weg steh'n. Gelt, Spöherl, du bist g'scheit und red'st

nix und da hast a Guld'nzett'l und bringst es in Bettern. Is a alt's Mannerl und soll a manch'smal a Freud' hab'n.“

Nach diesen Worten ging sie ein wenig ängstlich ins Haus, denn auf der Schwelle erschien eben die dralle Hausfrau, die ehemals so schöne Afra, die seit Jahr und Tag von ihrem Manne getrennt lebte und ihr väterliches Erbe verwaltete. Die Afra war noch bis vor Kurzem eine gar strenge und zornmüthige Frau gewesen und das Seidl-Gut war entschieden von den Dienstleuten gefürchtet und kein Knecht, keine Magd ließ sich herbei, da zu dienen, wenn sie noch irgendwo anders Unterschlupf fanden. So stand die Afra eines Tages ohne Knecht da, zu einer Zeit, in welcher sie einen solchen dringender als je brauchte. Der letzte Knecht, den sie gehabt, hatte sich einfach aus dem Staub gemacht. Afra aber verzichtete darauf, ihn zu verfolgen; sie hatte Ursache, die Rache des Burschen zu fürchten. Ihr Mann sollte es ihr wenigstens nicht beweisen können, daß sie ihm die Treue nicht gehalten — und zu solchem Beweis war der verschwundene Knecht jedenfalls bereit, wenn sie ihn reizte. Die Ernte war aber vor der Thüre und Afra ohne männliche Arbeitskraft. So machte sie sich denn selber auf die Strümpfe, um eine solche zu suchen; d. h. sie wanderte in's Gebirg hinauf zu einem fernen Vetter, der drei Söhne besaß. Auf einen der Bursche spekulierte sie und erhielt richtig, für die Erntezeit wenigstens, den Hiasl.

Der war ein von Kraft und Gesundheit strotzender Bengel von sechs Fuß Höhe und einer entsprechenden Entwicklung der Gliedmaßen.

Schon beim Heimgang fühlte die Bäuerin ein menschlich Rühren, wenn sie den jungen, hübschen Riesen an ihrer Seite betrachtete. Er aber sprach und handelte unbefangen wie ein Kind. Ihre Hoffnung war auf das Wirthshaus gebaut, das auf halbem Wege lag und zur Abendrast benutzt werden sollte. Ahnungslos trank der Hiasl ein Glas Wein um das andere; er wußte nicht was das üppige Weib neben ihm mit dem fleißigen Einschenken bezweckte.

Als sie in dem glühenden Abendroth weitergingen, schmiegte sie sich zärtlich an ihn, wie um bei dem jähen Abstieg seine Stütze in Anspruch zu nehmen; doch gleichmüthig stapfte er weiter, trotzdem ihre Hüften die seinen streiften, trotzdem sie seinen Arm gegen ihre Brust preßte. Ungeduldig geworden, hieß sie ihn rasten und da sie nun dicht neben einander im Moose saßen, wurde ihre Taktik eine andere. Langsam fielen ihre Augen zu und sie streckte sich so gut aus, daß ein gut Theil ihrer vollen Wade zum Vorschein kam. In tiefen Athemzügen hob sich ihre Brust und das fesselte seine braunen Augen gewaltig — es wurde ihm fast bang, als plötzlich eine Raupe vom Baume fiel und dann träge auf Afras Nieder weiter kroch. Eine Zeitlang beobachtete der Hiasl das Thier; als es sich aber anschickte, die Höhe seiner Promenade zu erklimmen und dabei einen häßlichen Streifen zurückließ, beugte er sich hinüber, faßte die Raupe behutsam und schleuderte sie weg. Er sah nicht, daß bei dieser Berührung helle Röthe über Afras Gesicht flog. Diese schien ruhig weiter zu schlafen und Hiasl konnte sich doch nicht enthalten, zuweilen zärtlich über die Stellen zu streifen, die er vor der Befudlung durch die Raupe geschützt hatte. Weiter kam er nicht. Diese heimliche Zärtlichkeit that zwar der Frau wohl, aber sie war noch lange nicht zufrieden. Als sie langsam erwachte, fand sie den Hiasl still wie vorher. Mißmüthig ging sie mit ihm weiter. Ihre einmal erregten Sinne ließen ihr nun keine Ruhe mehr. Zu dem Aerger über seine Gleichgiltigkeit gesellte sich die Furcht vor ihrer jungen Verwandten, der Mannerl frischeren Reizen. Und dennoch mußte sie sich zurückhalten und sanft scheinen, sollte der Hiasl nicht sehr bald das Seidl-Gut sattbekommen.

Eines Tages hatte Afra wahrgenommen, daß der Hiasl mit sichtlich verliebten Blicken der Mannerl nachschaute und sie wußte nun, daß sie keine Zeit zu verlieren habe.

Am selben Tage mußte Mannerl mit der Magd in die

Silhouetten von der Straße.



— Fräulein, Sie haben Ihren Handschuh verloren!
— Ich danke; Fischergasse Nr. 15, immer zwischen
3—6 Uhr.



— Aha, die Kleine, die neulich auch vor mir
hingefallen ist! Aber ich fall' nicht wieder 'rein . . .

nabe Stadt gehen, um dort allerlei zu besorgen; sie sollten dortselbst bei einer Verwandten der Bäuerin übernachten, denn zum Heimweg reiche der Tag nicht mehr. So blieben nur die alte Trude und der Hiasl zum Schutz des Hauses daheim. Eine finstere Nacht war angebrochen. Hiasl schlief längst, als in der stockfinsternen Stube ihn ein Geräusch weckte. Die Thüre war rasch geöffnet worden und Jemand tappte zu seinem Bette hin.

„Hiasl! steh auf!“ sagte eine ängstliche Stimme und eine Hand suchte ihn.

„Was gibt's?“ meinte der schlaftrunkene Hiasl, mit beiden Armen in die Luft fahrend.

„Sei stad! (still)“ entgegnete man ihm. Es war Afra, seine Dienstherrin, die in lustigster Nachttoilette zu ihm gekommen war, wie er sich bei dem Herumsfucheln überzeugt hatte.

„Was wollts?“ fragte er völlig erwacht.

„Kumm übri, mir scheint, bei mir drüb'n hat si a Rauber versteckt, i hab was g'hört und fürcht' mi.“

Hiasl ging mit ihr. Zitternd legte sie sich in's Bett, während er Licht machte. Er fand natürlich Niemanden, aber er fand, daß die Afra noch ganz hübsch sei und daß es besser wäre, sie jetzt in ihrer Angst nicht allein zu lassen.

Am nächsten Morgen war der Hiasl genau so kalt und gleichgiltig gegen seine Dienstherrin wie früher und schaute noch viel leidenschaftlicher als sonst der Mannnerl nach.

Wochen waren vergangen. Die Bäuerin befand sich nicht wohl und war sehr ärgerlich, weil nun der Hiasl und die Mannnerl ganz offen herzlich und verliebt mit einander umgingen.

Eines Tages kam wieder die Kräuter-Sepherl und wurde von Afra hineingerufen. Es mußte zwischen den Beiden eine gar ernste Unterredung gegeben haben; denn schließlich sagte die Sepherl:

„Ja sirt, mei liabi Bäuerin, i kann dir nur rath'n, vergleich di mit der Mannnerl; vielleicht bringts dir das Opfer und gibt das Kind, das d' unterm Herz'n tragst, für's ibrigi aus. Dein Mann freili, der wird wohl der Sach' nachgeh'n;

a'ber, wann mir Weiber z'sammhalt'n, kommt er uns net leicht d'rauf und er muuß dir do in Pflichtheil geb'n. Der Mannnerl freili muß zum Kind a Mann g'schafft werd'n und da nehmen mir halt glei in Watern von Kind, in Hiasl.“

Der Bäuerin war Alles recht, was die Sepherl vorschlug und sie beauftragte diese, der Mannnerl das schwierige Anliegen vorzutragen. Es mußte sehr klug gethan worden sein, denn eine Stunde später trat sie, gefolgt von Mannnerl und dem Hiasl wieder in die Stube der Bäuerin. Diese und der Hiasl glühten vor Verlegenheit, während die Mannnerl bleich und verweint war. „Sie thuat's dir z'liab, Bäuerin und der Hiasl hat 's glei selber für recht ang'schaut, daß er's dafür heirat, denn in der Schand soll's net sitz'n. Is dir recht, wann in vier Woch'n d' Hochzeit is?“

„All's is mir recht“, lispelte Afra, während sie hoch erröthend zu Boden schaute.

*

In vier Wochen war richtig Hochzeit. Afra hatte ihrer jungen Verwandten eine reichliche Ausstattung als Schweiggeld gegeben und hielt die Hochzeit aus. Wochen vergingen. Sie befand sich wieder ganz wohl und konnte aus Verschiedenem erkennen, daß das Ereigniß, das sie mit Bangen erwartet hatte, ausbleiben würde. Wieder einmal kam die Kräuter-Sepherl daher und blieb beim Seidl-Gut stehen. Afra erschien am Fenster, sie schien gereizt. „Du bist a a dummi's alt's Leut!“ rief sie der Sepherl zu und winkte ihr, in das Haus zu kommen.

Die Alte trat ein — sie schmunzelte listig und in ihren Augen blitzte gutmüthiger Spott.

Drinnen erfuhr sie, was sie ohnehin gewußt, daß die Bäuerin nicht guter Hoffnung gewesen, und ließ sich die Vorwürfe der Frau über ihre falsche Diagnose demüthig gefallen; war es ihr doch gelungen, die Mannnerl mit ihrem Hiasl zu vereinigen.

In der Küche.



— Unglückliche! Seit wann? . . .
 — Ich habe mir's nicht gemerkt; vielleicht weiß es der gnädige Herr.
 — Wieso der gnädige Herr?
 — Der hat ja einen Kalender.

Vom Wohlthätigkeits-Bazar.



— Wie, Rosalie? Du hast Deinen Blumenkorb ein zweitesmal gefüllt?
 — Ja, und Du willst nicht mehr Blumen verkaufen?
 — Nein; ich habe schon ein Rendezvous mit dem langen Rittmeister verabredet.

Das Helsenst.

Von Stefan B.

„Wie ich Ihnen sage, meine Herren: Alles in der Welt ist Sache der Einbildung und hängt von der Beschaffenheit unseres Nervensystems ab. Glücklich Diejenigen, die starke Nerven haben, welche auch ungewöhnlichen Eindrücken Stand halten. Ich beispielsweise bin durchaus nicht feige; Sie wissen, daß ich mehrere Duelle hatte, in welchen ich Wunden erhielt und Wunden austheilte; und doch könnte ich kein Huhn abschachten und wirkt alles Uebernatürliche gewaltig auf meine Nerven. Es mag davon herkommen, daß in meiner Kindheit meine Ammen, um mich einzuschläfern, mich viel mit Gespenster- und Wundergeschichten schreckten. So erklärt es sich, daß ich noch heute, obwohl schon 30 Jahre alt, vor der Finsterniß entsetzt bin und nach Sonnen-Untergang der Schatten eines Kindes mich erschrecken kann. Ich bin heute nervöser als je und habe mich erst vor wenigen Tagen überzeugt, daß ich an dieser Krankheit zugrunde gehen werde, die meine Einbildungskraft bis zur Halluzination steigert.“

— Hört! hört! sagten Einige in der Gesellschaft, indem sie den Kreis um den Erzähler enger schlossen. Dieser brannte sich eine Zigarre mit jener Langsamkeit an, welche geeignet ist, die Neugier der Zuhörer auf die Folter zu spannen und fuhr dann fort:

„Der Allerseelentag fiel heuer auf einen Freitag. Das war für mich ein Grund mehr, den unwölkten Himmel noch grauer zu sehen. Und doch hatte ich keinen Grund, schlechter Laune zu sein; im Gegentheil: ich durfte diesen Tag mit

freudiger Sehnsucht erwarten. Eine Frau, jung und schön, von der ich wußte, daß in ihren Adern das Blut stürmischer kreist und daß ihre Lippen berausendere Küsse spenden, als es bei allen anderen Frauen der Fall ist, hatte nach einjährigem Grollen mir gestattet, mich ihr wieder zu Füßen zu werfen. Ihr könnt Euch denken, daß beim Empfang dieses lieben, süßen Briefchens eine See von Begierden sich über meine Einbildungskraft ergoß, um meine arme Nerven vollends zu ruiniren.“

„Meine Herren! Es ist nichts so schwer als zu vergessen. Man glaubt oft, daß man mit einem Glase Champagner von seinen Lippen die Küsse hinwegspült, deren man sich nicht mehr erinnern will, oder daß man sich durch eine Reise der Nacht jenes Reiches entziehen kann, in welchem ein weiches Bett der Thron und eine schöne Frau der Herrscher gewesen. Das ist ein Irrthum, meine Herren! Seitdem ich jenes duftige Briefchen erhalten, aß ich nicht mehr und schlief ich nicht mehr. Ich erinnerte mich wieder gewisser Dinge, die ich längst vergessen glaubte und die meine Begierden nach einjährigem Scheintode mit teuflischer Wildheit wieder anfachten. Eine volle Woche hindurch fühlte ich in jeder Stunde des Tages und in jeder Minute aller Stunden jene Frau in meinen Armen ruhen und ich hätte Denjenigen erwürgen mögen, der mir meine Illusion hätte rauben wollen. Ihr schneeweißes Leib, ihre flammenden Augen, ihre sammtweiche Haut, ihre bezaubernde Stimme waren mir so sehr gegenwärtig, daß ich, als die ersehnte Stunde kam, von dem schmachttenden Verlangen gebrochen und erschöpft war. Ich hatte das Gefühl eines Menschen, der Hungers stirbt, weil er in seinem ungeheuren Hunger — nicht essen kann.“

Sie erwartete mich. Sie Alle wissen, meine Herren, was es heißt, wenn eine Frau einen Mann erwartet. Ich sank wortlos, erschöpft, mit ausgetrockneten Lippen in ihre Arme, vom Schicksal mir die Gunst ersehend, daß ich nicht eher sterben möge, als bis die Röthe meiner Wangen an ihrem schwellenden Busen erbleicht.

Und als ich sie so an meine Brust zog, glitten meine Blicke über ihren Kopf hinweg auf die gegenüber befindliche Wand hin, wo ein Portrait hing, das Portrait ihres verstorbenen Gatten.

Unterhalb dieses Bildes stand eine Thür offen, welche mir den Weg in das anstoßende Gemach zeigte, dessen Fenster auf den Garten gingen. Das Zimmer war dunkel, nur das Mondlicht warf einen schmalen Streif herein.

Mit den Lippen an ihren Lippen hängend, schloß ich die Augen und als ich sie dann auf einen Augenblick öffnete, sah ich in dem Nebenzimmer, auf jener Stelle, die durch den Streif des Mondlichtes schwach erhellt war, einen Mann. Dieser Mann trug einen Mantel und einen breiten Hut, ganz so wie das Portrait an der Wand. Und dieses Phantom drohte mir mit der Hand! . . .

Als ich diese Vision erblickte, schrie ich laut auf, riß mich aus den Armen der Frau los und stürmte in das dunkle Zimmer hinein. Niemand war da. Ich suchte und tastete in allen Winkeln umher, während die Frau besorgt und zitternd meinen Schritten folgte. Niemand! Nichts! Ich lief zum Fenster, um frische Luft auf meine brennende Stirne einströmen zu lassen, und merkte nicht — daß das Fenster offen stehe.

Nur schwer vermochte ich der erstaunten Frau meinen Schrecken zu erklären. Sie lachte mich aus und nannte mich einen Rappelkopf. Es war ein Lachen der Ungeduld, des Liebesverlangens. Sie umschlang mich mit ihren Armen und diese Arme hielten mich so fest, als wären es Barren von Eisen.

Aber Alles vergebens, die Einbildungskraft hatte die Herrschaft über mich erlangt; immerfort sah ich — oder glaubte ihn zu sehen — den Mann im Mantel und breitem Hute, und das Entsetzen vor dem Phantom machte mich feige, lahm, elend. . .

— Und das Ende? das Ende? fragte man von allen Seiten.

— Das Ende — sagte ein Herr in der Gesellschaft laut lachend — das Ende war, daß die schöne Frau ihn hinausjagte und seither mir ihre Gunst zuwendet, weil ich — kein Gespensterseher bin.

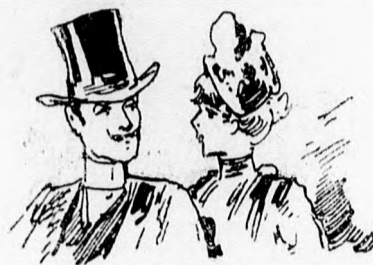


Welt und Halbwelt.

Die ganze Welt liegt uns zu Füßen,
Sofern sie männlich ist,
Sofern sie Weibliches noch schähet
Und gerne lacht und küßt.

Die Ehen müssen wir ergänzen,
Die nicht die Liebe schloß,
Noch mehr auf uns ist angewiesen
Der Junggesellen Troß.

Kurzum, man braucht uns, wo das Leben
Noch lustig man genießt.
Und überall langweilt die Welt sich,
Wo keine Halbwelt ist. A. Z.



Mondchein.

Von Armand Silvestre.

I.

Als der lebenswürdige Graf Philipp Rudomini sich von der schönen Marquise Christiane von Buycerval verabschiedete, schwor er sich hoch und theuer, sie niemals zu heirathen. Nichtsdestoweniger war der Abschied sehr zärtlich. Er küßte ihr die Hand mit der verzweifeltsten Verehrung eines Mannes, der entschlossen ist, sie nie mehr wiederzusehen. Liebt er sie nicht? Im Gegentheil: er war wahnsinnig in sie verliebt; aber in sein Verlangen nach ihr mengte sich ein lebhaftes Gefühl der Furcht vor dieser kapriziösen Frau, vor ihrem in den ernstesten Dingen so flüchtigen, oberflächlichen Geiste. Sie peinigte ihn oft mit Nichtigkeiten, ohne anscheinend ihre Grausamkeit auch nur zu ahnen. Ihr erster Gatte hatte zu kurze Zeit gelebt, als daß man erfahren hätte können, ob er glücklich gewesen. Sie war mit zweiundzwanzig Jahren Wittwe, eine sehr verführerische Person und eine vortreffliche Partie. Philipp fragte sich mit Beklemmung, ob er in diesem seltsamen, phantastischen Wesen ersten Grund genug finden werde, um darauf eine Neigung aufzubauen, die eine Neigung für das Leben sein sollte? An ihrer Seite hatte er das Gefühl, als stünde er am blumengeschmückten Rande eines tiefen Abgrundes. Die zwei Stunden, die er soeben bei der Marquise verbracht hatte und in welchen sie sich bald liebevoll, bald gleichgiltig zeigte, auf seine Liebesbetheuerungen mit Neckereien erwiderte oder ihn zu leidenschaftlichen Geständnissen trieb, über die sie hinterher lachte, hatten in ihm den mannhaften Entschluß zur Reife gebracht, jedes Heirathsprojekt mit dieser Frau aufzugeben. „Auf diesen Sand werde ich nicht bauen!“ sagte er sich.

Und er war fortgegangen, die Seele von Trostlosigkeit

erfüllt. Denn Christiane war wirklich eine sehr verführerische Person von mittlerem, aber kräftigem Wuchse, mit prachtvollen schwarzen Haaren, die eine schmale, lilienweiße Stirne umschatteten. Doch was von ihr äußerlich zu sehen war, war nur die Schwelle der Reize, mit welchen sie in entkleidetem Zustande geschmückt war. Ihr fester, weißer Busen war von feinen, bläulichen Naderchen durchzogen; unterhalb des Gürtels entwickelte sich dieser schöne Körper zu einer schier unglaublichen Fülle der Hüften und die Lenden rundeten sich zu einer imposanten Groupe, die von zwei mächtigen, Marmorsäulen gleichenden Schenkeln gestützt war.

Graf Philipp kannte noch nichts von diesen bewunderungswürdigen Dingen; aber sicherlich ahnte er sie und dies erklärt uns seine Verzweiflung.

II.

Als er fort war, läutete Christiane. Ihre Kammerfrau Lucile erschien mit sichtlich verdrossener Miene. Die Kleine erwartete nämlich ihren Liebhaber, den Kutscher Baptiste aus der Nachbarschaft, der unten auf der Straße ein Liedchen pfliff, um sein Nahen anzukündigen. Die Marquise, die offenbar keinen Besuch mehr erwartete, entledigte sich langsam ihres Kleides und ihrer Schuhe; dann zog sie über das Hemd einen einfachen, aber nichtsdestoweniger sehr eleganten Schlafrock an, während die Jose ihr allerliebste blaue Pantoffelchen an die Füße steckte. Unter dem zarten Stoffe zeichneten sich die Rundungen ihres Busens und der etwas starke Bauch harmonisch ab. Ein wollüstiger Duft schien um ihre ganze Person zu schweben. Woran dachte sie? Das wäre schwer zu sagen. Sie lächelte sich im Spiegel zu; dann wurde sie ernst. Sie ahnte gewiß nicht, welchen Entschluß Philipp soeben gefaßt hatte. Er mißfiel ihr keineswegs, aber sie war noch nicht sicher, ob sie ihn liebe. Zum Gatten fand sie ihn ebenso passend wie jeden Andern, vielleicht noch mehr. Im Grunde empfand sie einige Erkenntlichkeit für die aufrichtige und leidenschaftliche Anbetung, die er ihr widmete.

Lucile stand ungeduldig da und bat um die Erlaubniß, sich zurückzuziehen. Christiane forderte sie auf, einige Scheiter Holz auf das Kaminfeuer nachzulegen. Dann nahm sie einen Roman zur Hand und begann mit großer Aufmerksamkeit zu lesen, als ob nichts in der Welt sie so sehr interessiren würde, als die Abenteuer, die da erzählt wurden.

— Bin ich jetzt frei, Madame? fragte Lucile mit zornbebender Stimme.

— Warten Sie noch ein wenig, sagte Christiane; mir ist kalt, Sie werden mir helfen mich erwärmen.

Indem sie dies sagte, wandte sie sich mit dem Rücken zum Kamin und ließ durch Lucile, die darauf schon eingeübt war, ihren Schlafrock und ihr Hemd bis zur Höhe der Lenden aufheben, daß die Wärme des Kaminfeuers ungehindert ihre Beine erreichen konnte. Es gibt viele Frauen, die sich in solcher Weise zu wärmen lieben; unfrome Leute nennen das „die Kapelle machen.“ Dieses Vergnügen verfeinerte die Marquise noch dadurch, daß sie es anderen Händen überließ, ihre Kleidung aufzuheben, welcher bei solchen Anlässen die Rolle des Vorhanges während der Vorstellung zufiel. Oh, wenn das Feuer eine Seele hätte, wie gut müßte es in seiner Loge bei

diesem Schauspiel sich unterhalten! In dieser neuen Stellung nahm die Marquise ihre Lektüre wieder auf und vertiefte sich in dieselbe immer mehr. Baptiste pfeift unten auf der Straße immer lauter und Lucile ist mit ihrer Geduld zu Ende. Madame ist in ihren Roman dermaßen vertieft, daß sie gewiß nichts merken wird. Lucile zieht zwei Stecknadeln aus ihrem Leibchen und befestigt mittelst derselben Schlafrock und Hemd an den Schultern der Marquise; es ist ganz so gut, als ob sie selber diese Kleidungsstücke emporhielte. Dann überläßt sie Madame ihrem Schicksale und schlüpft hinaus, zu ihrem Geliebten.

Der Roman schien außerordentlich interessant zu sein, denn Madame hatte in der That nichts gemerkt; sie fuhr fort zu lesen, ihre hinteren Parthieen der wohlthuenden Wärme des Kamins überlassend.

III.

Inzwischen wüthete ein Sturm in dem Kopfe des Grafen Philipp. Nachdem er zwanzig Abschiedsbriefe an die Marquise begonnen und zerrissen hatte, sah er ein, daß er nichts als Dummheiten schreibe. Er schob unwillig das Schreibzeug von sich und begann über sein trauriges Schicksal nachzudenken. Er liebte Christiane mit glühender Leidenschaft und fürchtete, daß sie ihn unglücklich machen würde. Das war eine Schwäche. Denn wenn ein anderes Wesen unser Leben geworden, ist es doch besser, durch dasselbe zu leiden als gar nicht zu leben. Der Graf gab sich Illusionen hin: er wird reisen, wird sie vergessen! Er wird vollständig mit ihr brechen, aber nicht mittelst eines einfachen Briefes. Das wäre eine unverzeihliche Dreistigkeit von Seite eines so wohlgezogenen Mannes, der in seiner Huldigung schon so weit gegangen war. Ueberdies: was er ihr zu sagen hatte, konnte er ihr frei und offen ins Gesicht sagen. Er wird ihr sagen, daß seine Liebe in seinem Herzen fortlebe, er jedoch nicht die Kraft besitze, noch länger eine solche Rolle zu spielen. Und während der Graf sich diese kleine Rede zurechtsetzte, merkte er gar nicht, daß er ganz einfach eine rasche Gelegenheit suchte, um Diejenige wiederzusehen, deren Bild ihn überallhin verfolgte. Er kleidete sich rasch an und sprang in einen Miethwagen, wo er die schönen Abschiedsworte wiederholte, die er an Christiane zu richten gedachte.

IV.

Die Marquise stand noch immer vor ihrem Kamin, in der Positur, wie Lucile sie verlassen hatte, und in ihre Lektüre vertieft. Um sie zu überraschen, trat Graf Philipp auf den Fußspitzen ein, gebietend und gehorchend zugleich. Aus ihrer Träumerei aufschreckend trat Christiane einen Schritt vor. Da sie ihre Kammerfrau nicht mehr sah, zweifelte sie nicht daran, daß dieselbe vor ihrer Entfernung die hintere Toilette ihrer Herrin in Ordnung gebracht habe. Darum ging sie ganz unbefangen dem Besucher entgegen, indem sie im Tone der Ueberraschung ausrief: „Ah, Sie sind's, lieber Graf?“ Der Graf antwortete nicht. In einem Stehspiegel bemerkte er den wunderbaren Anblick, welchen Christiane rückwärts darbot, die großartige Entfaltung von rosigem und weißem Fleische, welche ich weiter oben zu schildern versucht habe. Erstaunt über sein Stillschweigen und auch über die Richtung der Blicke des

Grafen,ehrte die Marquise sich um, um auch ihrerseits in die nämliche Richtung zu blicken. Und nun war es noch ganz anders: an die Stelle der Vision trat die hundertmal schönere Wirklichkeit. Als Christiane sich ein zweitesmal zu dem Grafen Philipp umwandte, sah sie ihn auf den Knien vor sich liegen; er hatte die Hände gefaltet und rief wie in Verzückung aus: „Oh, und ich fragte noch, worauf ich mein Glück bauen soll! Verzeihung, Christiane, tausendmal um Verzeihung! . . .“



Tragische Geschichte.

Die alte Geschichte, so oft gehört,
Die immer und immer wiederkehrt!
— Ein junger Gesell mit frohem Muth,
Ein Mädlein, schön wie Milch und Blut, —
„Was uns die Welt voll Neid versagt,
Zu Troß und Hohn ihr sei es gewagt!“
Aber starres Recht und den Brauch der Welt
Siegt Liebe, ein triumphirender Held.
Und Liebe das Lied der Liebe singt,
Bis im Siegestaumel die Saite springt!
O Liebe, Liebe, was hast du gethan!
Verloren die Maid, unstät der Mann!
Die alte Geschichte, so oft gehört,
Die immer und immer wiederkehrt!

K. Gebal.



BONBONNIÈRE.

Ein Irrthum.

Eine Dame von riesigem Umfang will die Grenze passieren. Ein Zollbeamter beginnt sie zu untersuchen und kommt auch an ihren „Puff“. Doch zieht er alsbald respektvoll die Hand zurück und sagt im Tone der Bewunderung:

— Pardon, Madame, ich sehe, das ist Natur.

*

Gute Lehre.

Ein Familienvater, der im Leben Erfahrungen gesammelt hat, gibt seiner Tochter am Vorabende ihrer Hochzeit gute Lehren und sagt unter Anderem:

— Sei in der ersten Zeit Deiner Ehe nicht eifersüchtig, mein Kind, denn es würde Dir für später nichts übrig bleiben.

*

Aus Gewohnheit.

Ein alter Kutscher ist bei den „pompes funèbres“ in Dienst getreten. Bei seiner ersten Fahrt wendet er sich mechanisch um und fragt:

— Fahren wir nach der Stunde?

*

Gerechte Zweifel.

Herr Biedermeier führt seinen Sohn im Stadtparke spazieren. Da treffen sie einen Schulgenossen des Kleinen. Herr Biedermeier, um die Gesellschaft seines Sprößlings besorgt, erkundigt sich nach der sozialen Stellung des kleinen Kameraden.

— Oh, Papa! Gustav ist der Sohn eines Generals.

— Unmöglich! ruft Herr Biedermeier zweifelnd, — so jung und schon der Sohn eines Generals!

*

Vaterfreuden.

Herr K. ist ein schöner Greis, aber doch — ein Greis. Dies hindert Frau K. nicht, ihn mit einem Söhnlein zu beschenken.

— Glauben Sie, daß das Kind von K. sei? fragt ein Freund des Hauses den andern.

— Nicht ganz; er ist schon in dem Alter, wo man die Dinge nur zur Hälfte macht.

*

Gespräch an der Börse.

— Es ist wahr, ich bin jetzt Millionär; aber als ich meine Geschäfte begann, hatte ich nichts . . .

— Ganz richtig; aber Diejenigen, mit denen Sie Geschäfte machten, hatten etwas.

*

Aus dem Eheleben.

Tante Euphrosine erkundigt sich bei ihrer seit einigen Wochen vermählten Nichte Babette, ob sie mit ihrem Manne glücklich sei?

— So so, Lala! erwidert die Kleine.

— Wie? solltest Du mit Deinem Manne nicht zufrieden sein?

— Ach ja, aber ich glaube, man liebt sich vorher doch besser.





- Aber Nanette, lassen Sie doch die Kleine nicht schreien, geben Sie ihr den Soldaten!
— Herrje, Madame, sie will mit ihm schlafen gehen!

Die Vier.

Der Erste sucht mich träumerisch
Durch Blumen zu gewinnen;
Der Zweite sorgt für meinen Tisch
Und schafft Krystall und Linnen;

Der Dritte mir Juwelen schenkt,
Die köstlich und voll Feuer;
Der Vierte, der nie mein gedenkt,
Bleibt mir vor Allen thener.

Idnum.

Der nackte Mann. (4)

Roman von Catulle Mendès.

Deutsch von Armin Schwarz.

Wernerhin sah man noch, mit einem einfachen, schmucklosen Kleidchen von weißem Linnen angethan, Maette von Méolhon, bleich und traurig und barsüßig von wegen eines Gelübdes, das sie abgelegt hatte. Sie wollte keinen Liebhaber und küßte häufig ein kleines Kreuz, das ihr Floboard von Quiquerand, Bischof von Avignon, eines Tages bei Gelegenheit ihrer Beichte geschenkt hatte.

Vor dem Gerichte, aber in respektvoller Entfernung, saßen auf Teppichen gruppiert, wie Blumenbüschel auf einer Wiese, die Damen der Versammlung und unfern von ihnen — die Einen im Saale selbst, die Anderen in den Bogen-Nischen, zwischen den auseinander geschobenen Vorhängen — standen die Troubadoure, die Ritter und die Geistlichen.

Die Letzteren trugen das weiße Chorbemd, als gälte es zur Messe zu gehen und schlüpften geschmeidig, lächelnd zwischen den Frauenröcken hindurch oder umgaben mit ernsteren Mienen den Bischof Floboard von Quiquerand, der in seiner Dalmatika von violettem Sammet strahlte. Nie hatte man einen prächtigeren Priester gesehen. Die reiche Frau Eudozia von Roc-Huant — die er geheirathet hatte, obgleich sie Wittve war, weil er das Konkubinat verabscheute, welchem zu jener Zeit so viele Diener Gottes sich überließen — wandte kein Auge von ihm, als fürchtete sie, daß man ihn ihr stehlen könnte. Allein er schaute keine andere Frau als die seinige an, obgleich sie wenig lieblich von Angesichte war und von gar herber Gemüthsart. Er war nicht nur ein schöner Bischof, sondern auch ein sehr keuscher Herr.

Die Ritter trugen ihre Parade-Rüstung und dazu über die Schulter geworfen ein schönes Mäntelchen von rothem, grünem, blauem Stoffe, das mit dem rechten Arme emporgehoben, in Falten auf die Beinshienen herabfiel.

Die Troubadoure — weniger kriegerisch als die Ritter, wenngleich so Mancher unter ihnen durch seine Siege in den Turnieren berühmt war — die Troubadoure also waren in Sammet oder Seide gekleidet und wenn sie mit einander sprachen, sah man auf ihren Hüften die Pfauenschweife oder Fasanflügel sich bewegen. Hinter ihnen standen ihre Spielleute, erkennbar an ihren Zithern, Harfen und Lauten; diese be-

lauschten die geringste Bewegung ihrer Gebieter, um sogleich in die Saiten zu greifen, wenn der Vortrag von Sprüchen oder Gesängen beginnen würde.

In der Nähe der Eingangspforte waren die Chemenner versammelt: Grafen, Marquis, Bischöfe, zumeist ältere, mürriſche Herren. Man trieb das Wohlwollen so weit, daß man sie von diesen Zeremonien nicht ausschloß, wo sie doch nur eine traurige Rolle spielen, nur die Festesstimmung trüben konnten. Aber es war ihnen aufgetragen, sich abseits zu halten, als bloße Zuschauer und in die Verhandlungen sich nicht einzumengen, da ihr Stand als Chegatten sie ungeeignet machte zur Liebe und folglich auch zum Verständniß der heißen Gefühlsfragen, die man in ihrer Gegenwart zu erörtern sich herbeiließ.

Auf einer der schweren Rüstungen, die an den Pfeilern aufgehängt waren, saß rittlings der bucklige Narr von Romanin, mit einem engen Wamms von scharlachrothem Tuch bekleidet und der zweispitzigen Schellenkappe auf dem Kopfe. Er trieb unablässig seine Späße mit der Gruppe der Chemenner.

Die Gräfin Planette erhob sich von ihrem Sitze und sagte zu den Damen ihrer Nachbarschaft gewendet:

— Es ist seltsam, Ihr Basen, daß Clermonde von Jles-d'Or noch nicht da sei. Welche Sorge mag sie zurückhalten?

Während die Damen unter einander hierüber sprachen trat ein Troubadour vor, Namens Bertrand von Mamanon; er trug eine Binde von rosa Seide vor den Augen — die Binde war ein Frauengürtel — und ein kleiner Page führte diesen freiwilligen Blinden.

— Was? rief er, die Arme erhebend, während seine Spielleute, in der Meinung, daß er rezitiren wolle, einen hellen Akkord vernehmen ließen — was? meine Dame ist nicht hier?

Maette von Méolhon küßte ihr Kreuzifix, was sie immer that, bevor sie sprach, und sagte:

— Die Gräfin von Jles d'Or ist heute Morgens in den Olivenwald in der Umgebung des Schlosses gegangen. Vielleicht weilt sie noch immer daselbst, um dem Gesang der Vögel und dem Gemurmel der Quellen zu lauschen.

— Das ist wahrscheinlich, sagte Planette; sie wird sicherlich bald erscheinen. Das Gericht ist übrigens in genügender Anzahl versammelt, um Recht sprechen zu können. Man führe die Parteien ein.

Ein Geräusch entstand in der Versammlung. Die Hauptthüre ward weit geöffnet und gestattete einem Fräulein Einlaß, das unter seinem mit Feldblumen geschmückten Hute ein junges, hübsches Antlitz sehen ließ, und einem alten, buckligen Herrn in einem Ledervamms, bei dessen Anblick der Narr in ein schallendes Gelächter ausbrach.

Gräfin Planette winkte ihnen näher zu treten, und sprach:

— Wer Ihr auch seiet, die Ihr vor uns erscheint, um unsere Weisheit zu befragen: schwört Ihr, ohne Widerspruch die Entscheidung des Gerichtes hinzunehmen und dieselbe ohne Verzug und ohne Hinterlist auszuführen?

— Bei dem Greifenauge, das ich in meinem Ringe trage: ich schwöre es! sagte der Ritter.

— Bei dem Haar eines Unschuldigen, das ich in meiner Halskrause trage: ich schwöre es! sprach das Fräulein verwirrt.

— Wer von Euch hat Klage zu führen?

— Ich! sprach er.

— Er! sagte sie.

— Werdet Ihr ohne Beistand klagen und Euch vertheidigen oder wollt Ihr Sachwalter bestellen?

— Ich selbst werde die Klage vortragen, sagte der Ritter.

— Ich selbst werde mich vertheidigen, sprach das Fräulein.

Ein tiefes, neugieriges Stillschweigen trat ein und der Ritter, die Rechte an den Griff seines Schwertes legend, hub also an:

— Wer mich Apollin von Boisgaillard nennt, dem ist mein richtiger Name bekannt; und wer da sagt, daß ich manchen Strauß mit den Rittern der Bretagne — den besten der Welt nächst jenen der Provence — ausgefochten habe, dem ist meine Geschichte nicht fremd. Ich besitze ein Schloß an der Rhône, drei Häuser, frei von jeder Abgabe, in der Stadt Saint-Rémy, zwei Pachthöfe

— Und einen Höcker! unterbrach ihn der Narr.

Der Ritter that, als hätte er nichts gehört und fuhr fort:

— Vor mehr als sieben Jahren — an einem Palmsonntag Morgens war's — begegnete ich in einem Weinberge dem hier anwesenden Fräulein und bat sie, nach vorhergegangenen drei höflichen Verbeugungen, mir die Gunst eines Küßchens zu gewähren. Sie wandte ein, daß sie noch ein Kind sei, noch nicht in dem Alter, um Küsse zu geben. Doch pflückte sie eine Apfelblüthe und warf mir dieselbe zu, indem sie sagte, daß sie, wenn sie das mannbare Alter erreicht haben würde, sich meinem Willen ergeben und meine Freundin werden wolle, wenn ich ihr die Apfelblüthe wiederbringe. Ich merkte mir ihr Versprechen und als viele, viele Monde verflossen waren, lehrte ich zu ihr zurück und erinnerte sie an ihre Worte. Allein sie achtete meiner Bewerbung nicht, sondern eilte lachend davon. Unter so bewandten Umständen nehme ich, Ihr edlen Frauen, zu Eurer Gerechtigkeit meine Zuflucht und verlange, daß meine Gegnerin durch Euren Urtheilspruch verhalten werde, Ihre Verpflichtung zu erfüllen und mir den Kuß zu gewähren.

Mehrere Damen lächelten; einige Troubadoure im Hintergrunde ließen Zeichen der Zustimmung vernehmen.

Planette von Romanin erhob ihre allerliebste kleine Rechte und sprach in strengem Tone:

— Jede Aeußerung der Zustimmung oder des Mißfallens ist durch Brauch und Sitte untersagt und wer dawider handelt, müßte diesen Saal verlassen.

Das Lächeln verschwand, die Stimmen verstummten und die Gräfin fuhr fort:

— Wir müssen vor Allem das gegenwärtige Alter der Jungfer erfahren.

— Sie zählt vierzehn Jahre, erwiderte Herr von Boisgaillard.

— Demnach ist sie laut dem Liebeskodex in dem Alter, wo die Mädchen aufhören, für die süßen Freuden der Liebe untauglich zu sein und sie kann fürder nicht mehr ihre große Jugend als Grund anführen, um sich den eingegangenen Verpflichtungen zu entziehen. Was hat sie nunmehr einzuwenden?

Das Fräulein trat einen Schritt vor und hub tief erröthend folgendermaßen zu sprechen an:

— Mein Name ist Perdigonne von Puyfaurin; jener Ritter dort neben der Thüre, der einen langen Bart trägt, weil er in Palästina gewesen, ist mein Oheim.

Es ist wahr, daß vor sieben Jahren der Herr von Boisgaillard einen Kuß von mir verlangte und daß ich ihm den Kuß für die Zeit versprach, wenn ich zu einem Weib gereift sein würde. Aber ich bitte den Gerichtshof erwägen zu wollen, daß Kinder-Worte leichte Worte seien und daß es ein arger Mißbrauch wäre, sie als wirkliche Verbindlichkeiten anzusehen; ferner, daß ich seither einen schönen Freund gefunden habe und mich gegen meine Liebe zu ihm arg vergehen würde, wenn ich meine Lippen einem Andern zum Kusse bieten würde; ferner, daß Herr von Boisgaillard, sonst sicherlich ein ehrenwerther Ritter, doch in einem Lebensalter steht, das wenig zu dem meinigen paßt und daß er endlich hinter dem Haupte einen Auswuchs hat, den Viele geneigt sind für einen Höcker zu nehmen.

Der Narr schüttelte fröhlich seine Schellenkappe und es fehlte nicht viel, daß die ganze Versammlung in ein helles Gelächter ausgebrochen wäre.

Inzwischen neigte sich Planette rechts und links und nahm die mit leiser Stimme abgegebenen Gutachten ihrer Nachbarinnen entgegen. Der Refus war ein schwieriger. Die Basen flüsterten lange; aber endlich hatte der Gerichtshof einen Beschluß gefaßt.

Die Herrin von Romanin erhob sich und verkündete wie folgt:

Das oberste Minnegericht auf Schloß Romanin in der Provence hat:

nachdem es beide Parteien angehört, in Anbetracht, daß der von dem Fräulein Perdigonne von Puyfaurin eingegangenen Pakt, dem Herrn Apollin von Boisgaillard einen Kuß zu gewähren, nicht als ernsthaft angesehen werden kann, weil das Fräulein zu jener Zeit, als es diese Verpflichtung einging, sich noch im Kindesalter befand und daß sie mit Recht das vorgerückte Alter des besagten Ritters als Entschuldigung anführt, wie nicht minder die Rundung auf seinem Rücken, die auch Höcker genannt wird;

in Anbetracht ferner, daß die Zuverlässigkeit der Versprechungen die einzige Gewähr bildet in der Liebespraktik und daß folglich keine Unterlassung in der vollständigen Erfüllung des Versprochenen gestattet werden kann,

entschieden:

Herr Apollin von Boisgaillard ist berechtigt, das Fräulein Perdigonne von Puyfaurin zu küssen; allein nachdem in dem beiderseitigen Pakte die Stelle und die Art des Kusses nicht bedungen worden war, wird der besagte Herr dem besagten Fräulein mit der Spitze der Lippen den Aermel des Oberkleides küssen.

Dieses Urtheil wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Niemand wagte es, die vollkommene Gerechtigkeit desselben zu bestreiten, selbst der alte Ritter nicht, der sich beeilte — allerdings mit ziemlich unwirksamer Miene — den Aermelsaum der Dame zu küssen.

Die Verhandlungen nahmen hierauf wieder ihren Fortgang und es wurden andere Parteien eingeführt.

Zuerst erschienen zwei hübsche Frauen aus Flandern. Die Eine verklagte die Andere, daß sie durch Händedrücke, Augenzwinkern, Lächeln und ähnliche Kniffe ihr den Freund abwendig gemacht habe. Der Gerichtshof entschied, daß nachdem die Klägerin die nämlichen Mittel zur Verfügung hatte, ihren Liebhaber festzuhalten, durch welche ihr derselbe abwendig gemacht wurde, sie den Verlust nur sich selbst zuzuschreiben habe.

Ein Fräulein verklagt einen Ritter du Temple, daß derselbe ein Loch in die Thüre ihres Gemaches gebohrt habe und allabendlich, wenn sie sich auskleidet, um zu Bette zu gehen, sie daselbst belausche. Der Fall wird dadurch noch erschwert, daß dieser frevlerische Streich lange Zeit wiederholt wurde, ehe er entdeckt worden.

— Ohne Zweifel — bemerkte eine der Beisitzerinnen — hat die Klägerin die Gewohnheit, für die Nachtruhe ihr Unterkleid am Leibe zu behalten, wie es bei vielen sitzamen Frauen gebräuchlich ist?

Allein die Klägerin erklärte, daß ihr dies unmöglich sei, weil die Falten ihrer sehr empfindlichen Haut wehe thun würden. Und nun entschied der Gerichtshof, sehr erzürnt über die Heiligthumschändung, daß der Ritter vier Jahre lang aus der Gesellschaft der ehrbaren Frauen ausgeschlossen sein solle und daß vor Ablauf dieser Frist keine ehrbare Frau ihn zum Freund nehmen dürfe.

Hierauf folgte die ergötzliche Klage eines Diakons von der Kirche zu Saint-Remy, welcher die Gattin eines Lehnherrn der nämlichen Stadt beschuldigte, daß sie — angeblich wegen seines geistlichen Gelübdes — ihm, ihrem Freunde, jede Gunstbezeugung verweigere. Der Gerichtshof entschied, daß der geistliche Stand nicht immer als ein Hinderniß für die Freuden der Liebe angesehen werden müsse und daß ein Priester, wenn er im Stande ist, gleichzeitig seinem Gotte und seiner Freundin zu dienen, ohne den Einen oder die Andere zu verkürzen, ohne jedes Aergerniß der Huld der Frauen theilhaftig werden könne. Die ganze Versammlung bemerkte den Eifer, mit welchem Maatte von Méolhon die Sache des Diakons von Saint-Remy unterstützte.

Mit verdüsteter Stirne trat jetzt ein Seneschall des Grafen von Toulouse vor und forderte Gerechtigkeit gegen seine Freundin. Eines Tages, als sie in dem Gemach der Dame sehr vertraulich mit einander sprachen und sich herzten, ohne einen andern Zeugen zu haben, als einen weißen Jagdhund, der auf den Fliesen schlummerte, verirrte sich die Dame in dem Maße, daß sie anstatt des Namens ihres Freundes denjenigen ihres Gatten im Tone unendlicher Zärtlichkeit aussprach. Bei dieser Klage vermochte der Gerichtshof nur mit Mühe die gebotene Würde zu bewahren und seine Entrüstung auszudrücken. Es wurde ausgesprochen, daß sie ihr Leben lang nicht mehr die Huldigungen eines galanten Ritters entgegennehmen dürfe, sondern gehalten sei, sich mit ihrem Gemahl zu begnügen.

Als diese kleinen Prozesse erledigt waren, trat feierliche Stille in dem Gerichtssaale ein, denn Jedermann wußte, daß der Augenblick gekommen sei, da eine der ernstesten Klagen zur Verhandlung kommen sollte. Da Klage und Vertheidigung nicht von den Partheien selbst, sondern von ihren Vertretern

geführt werden sollten, traten zwei Troubadoure vor, gefolgt von ihren Spielleuten.

Diese waren: Bérenger de Palasol, genannt der Krummhändige, der — wie bereits erwähnt — seine Verehrung Cécile von Sabran widmete, der Tochter des Grafen Forcalquier. Niemand war geschickter als dieser Poet, wenn es galt, eine Sache — selbst eine schlimme Sache — in schönereimten Versen zu vertreten. Und Raimond von Miravals, der Verehrer von Elys von Mérargues mit dem Goldhaar. Dieser war in der Verkunst nicht so erfahren wie sein Gegner, dagegen besaß er eine natürliche Wärme des Vortrages, durch die er alle Herzen gewann.

Der Eine wie der Andere grüßte zuerst die Dame seines Herzens, dann die Gräfin Planette von Romanin und Bérenger von Palasol nahm zuerst das Wort:

— Es möge dem hochverehrlichen Gerichtshofe gefallen, mir ein geneigtes Gehör zu schenken. Mit Gutheißung der Einzigen, für die ich lebe, erhebe ich hier die Klage einer fürnehmen Burgherrin.

Er blickte auf Cécile von Sabran, die ihm freundlich zulächelte und fuhr dann fort:

— Eine Dame empfing lange Zeit die zärtliche und treue Huldigung eines hochgestellten Ritters. Vergebens wollte sie kargen mit den höchsten Beweisen ihrer Gunst; sie war von der geduldigen Verehrung und treuen Hingebung ihres Knechtes schließlich so gerührt, daß sie ihre Grausamkeit aufgab. Der Ritter aber empfing und empfängt ohne jedes Zeichen freundiger Dankbarkeit jene Beweise der Huld, zu welchen eine züchtige Dame sich so schwer entschließt. Und darum heischt die Klägerin, daß ihr Freund verhalten werde zu erklären, daß er glücklich sei, oder daß der Gerichtshof ihm eine Buße für seine Undankbarkeit auferlege.

Das ist's was ich zu sagen habe.

(Fortsetzung folgt.)



— Meine Herren! — rief ich begeistert — geben wir mit Freuden Alles, was für die Landwirthschaft nöthig ist! . . .

— Ja, Du bist sehr freigebig in der Kammer und sehr filzig für mich; gib nur Acht, daß nicht ein Anderer Deinen Acker bestelle . . .

Verantwortlicher Redakteur: Jean qui rit.

Redaktion und Administration: Budapest, Hatvanergasse 2.

Verlag der Buchhandlung Gustav Grimm in Budapest.

Druck von F. Buschmann, Budapest Harsich-Bazar.